



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Bosse, Robert: Erinnerungen : (Fortsetzung) : bei dem Staatsministerium  
(1878 bis 1881) :

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

ist von doppeltem Interesse. Das Amethysteryngium wächst in Südtirol, Krain und Fiume; in Südtirol dürfte es Dürer 1493 oder kurz vorher mit Entzücken kennen gelernt und dann auf dem Porträt verwandt haben. Freilich nannte man es deutsch damals anders; Wilmorins Blumengärtlein übersetzt eryngium amethystinum und eryngium alpinum mit Amethyst-Elend, Alpen-Elend; den Begriff Elend im damaligen Sinne, d. h. Ausland, Fremde und Heimatssehnsucht, bezeichnet also die Pflanze in der Hand des jungen Malers, dessen Wanderschaft sich ihrem Ende näherte. — Endlich der Dresdner Crucifixus. Eindrücke venezianischer Kunst haben 1506 mitgeschaffen an dem frei beleuchteten Körper, dem tief herunter schwarz verhangnen Himmel, dem fernen Abendlichtsaum am Horizont; aber der im Leiden brechende Ausdruck des Antlitzes, dessen Augen am Himmel festhängen, das im Sturme flatternde Leinentuch und die statt aller Passionsbühne in einsamster Stille mittrauernde schöne Natur waren Dinge, die damals nur in Dürers Innern so lebten. Der von den drei Bäumen dem Kreuze zunächststehende ist eine Trauerbirke, deren herniederhangende Zweige, wie sich das deutsche Volk seit alter Zeit erzählt, von Gott an jenem Tage die gebeugte Haltung als Merkmal der Gattung bekommen haben.

Rudolf Wustmann



## Erinnerungen

von D. Dr. Robert Bosse

(Fortsetzung)

Bei dem Staatsministerium (1878 bis 1881)



urch die Versetzung an das Staatsministerium bekam mein ganzes Leben ein ganz andres Gesicht. Aus der stillen und harmlosen Verwaltungstätigkeit war ich mit einem Schlage in den Bannkreis großer politischer Interessen versetzt. Zwar trug ich glücklicherweise keine politische Verantwortlichkeit; aber die politischen Tagesfragen traten unmittelbar an mich heran und verlangten gründliche Orientierung.

Dies und die Berührung mit völlig andern Personentreisen, zu der meine amtliche Tätigkeit mich führte, ließ mich eine ganz andre Luft atmen als bisher. Ich fand mich aber ohne sonderliche Schwierigkeiten in diese Veränderung hinein. Das Hauptverdienst daran hatte die vornehme, jederzeit liebenswürdige Persönlichkeit des Grafen Otto zu Stolberg. Zustatten kam mir meine natürliche Unbefangenheit. Sie ergab sich aus meinem Temperament und ließ mich auch solche Dinge leicht nehmen, deren Wichtigkeit wohl hätte zu ernsterer Bedrückung Anlaß geben können.

Mein nächster Vorgesetzter nach dem Grafen Stolberg war der Unterstaatssekretär Homeyer, ein Sohn des berühmten germanistischen Professors und Herausgebers des Sachsenspiegels. Er war vor seiner Ernennung zum Unterstaatssekretär des Staatsministeriums Direktor der Bauabteilung im Handelsministerium gewesen, kannte den bürokratischen Dienst und die Ressortverhältnisse sehr genau und wachte mit einer an Pedanterie streifenden Angstlichkeit über der Innehaltung aller hergebrachten — auch der kleinsten — bürokratischen Formen. In den Sitzungen des Staatsministeriums hatte er das Protokoll zu führen, und er arbeitete diese Protokolle in vorzüglicher, vielleicht nie und da ein wenig zu weitläufiger Form mit der äußersten Gewissenhaftigkeit aus. Die höchst verwickelten, zuweilen eines

komischen Anstrichs nicht entbehrenden Geheimnisse des preußischen Ordenswesens kannte er bis in die entferntesten Einzelheiten. Man sagte von ihm — und er selbst tat sich schmunzelnd etwas darauf zugute —, daß ihm in der sichern Kenntnis dieser Ordensfinessen nur ein einziger überlegen sei, das sei der Kaiser Wilhelm. Er war ein unverbesserlicher Hagestolz und sehr wohlhabend, lebte aber für seine Person einfach und anspruchslos in dem von seinem Vater ererbten Hause in der Lennéstraße, wo ihn eine ebenfalls schon aus seinem Elternhause übernommene alte Haushälterin tyrannisierte. Er konnte, wenn er bei guter Stimmung war, ganz witzig sein, freute sich — vielleicht ein wenig zu merklich — an seinem eignen Humor und schonte auch dritte Personen nicht. Dem Fürsten Bismarck war er nicht sympathisch. Bismarck behauptete, er habe, wenn er Homeyer sähe, immer den Eindruck, daß dieser ein mokantes Lächeln verberge. Homeyer wußte, daß der Fürst ihn persönlich nicht gerade gern mochte, und er litt darunter empfindlich. Er war übrigens ein musterhaft gewissenhafter Beamter und den Anforderungen seines Amtes durchaus gewachsen. Er war von konservativer Gesinnung, auch kirchlich positiv und im Grunde ein Kreuzbraver, ehrlicher und zuverlässiger Mann, nur dann und wann von seinen Launen und Stimmungen allzu abhängig. Wenn er übler Laune war, so konnte er recht eckig und unfreundlich sein und seine Umgebung von oben herab unwirsch behandeln. Ich bin aber im ganzen gut mit ihm ausgekommen. Er schenkte mir je länger desto mehr sein Vertrauen, und sein Verhältnis zu mir nahm sogar allmählich mehr und mehr ein freundschaftliches Gepräge an. Dafür war ich ihm dankbar, und er wußte, daß er sich auf mich verlassen konnte.

Außer ihm fand ich als Vortragenden Rat beim Staatsministerium nur noch den schon erwähnten Freiherrn v. Wangenheim vor, dessen Domäne die Disziplinarsachen waren. Andre Geschäfte wies ihm der Unterstaatssekretär nicht zu. Er war ein liebenswürdiger, alter Herr, streng katholisch, anspruchslos und ein guter Gesellschafter. Sein Vater war in Württemberg Minister gewesen, und er wußte von diesem manche eignen Züge gut zu erzählen. Besonders gefallen hat mir der, daß dieser Minister, wenn vom Sterben die Rede war, mit dem Gleichmut des Philosophen zu sagen pflegte: „Allzeit bereit, aber es preßiert nit.“ Mir ist unser alter Geheimer Oberregierungsrat v. Wangenheim immer ein lieber und freundlicher Kollege gewesen. Hilfsarbeiter beim Staatsministerium war noch der Assessor v. Rurowski, der zugleich in der Reichskanzlei beschäftigt wurde und viel im Hause des Fürsten Bismarck verkehrte. Er war Kurator des vom Staatsministerium ressortierenden Reichs- und Staatsanzeigers. Auch mit ihm stand ich auf freundlichem Fuße. Zu tun hatten wir alle drei, wenn man den Maßstab des Arbeitspensums der Räte in andern Ministerien anlegte, recht wenig. Ich bin heute noch der Meinung, daß der Unterstaatssekretär mit einem einzigen Vortragenden Räte die Geschäfte beim Staatsministerium spielend hätte bewältigen können.

Erwähnung verdient hier auch der damalige Bureauvorsteher des Staatsministeriums, Geh. Kanzleirat Insel, ein alter in die kleinen und großen Geheimnisse der Behörde vollkommen eingeweihter Beamter von nicht gewöhnlicher allgemeiner und literarischer Bildung. Er bewegte sich, ohne anspruchsvoll zu sein, in den guten Formen des alten, höhern Berliner Beamten, hatte noch unter dem Staatsrat Stegemann, unter Costenoble, Hegel, Wehrmann und Wagener gearbeitet und sich immer des uneingeschränkten Vertrauens seiner Vorgesetzten erfreut. Da alle Eingänge seit Jahren durch seine Hand gegangen und von ihm gelesen waren, so hatte er sich ein oft überraschend zutreffendes Urteil über die leitenden Personen gebildet, mit dem er aber in taktvoller Würdigung seiner Stellung äußerst zurückhaltend war. Mir war er sehr zugetan, und nach und nach gewann ich sein Vertrauen in dem Maße, daß er mir von seinen Lebenserfahrungen dann und wann interessante Mitteilungen machte. Er hatte Schleiermacher persönlich gekannt und war dessen eifrigster Hörer in der Dreifaltigkeitskirche gewesen. Auch seine Erzählungen von seinen Erlebnissen im Jahre 1848, von den damaligen Zuständen

in Berlin, am Hofe und im Staatsministerium waren für mich von großem Interesse, und da er gut erzählte und seine Person bescheiden zurücktreten ließ, hörte ich ihm gern zu. Er besaß eine Privatsammlung aller auf den Geschäftsgang im Staatsministerium bezüglichen Kabinettsorders, Erlasse und Verfügungen, die begreiflicherweise sehr instruktiv für mich war. Eines Tages überraschte er mich mit einer sauberen Abschrift dieser Sammlung, die er für mich hatte anfertigen lassen. Dadurch wurde ich auf diesem Gebiete schnell und leicht orientiert, sodaß ich zum nicht geringen Erstaunen des Unterstaatssekretärs bald annähernd ebensogut Bescheid wußte, wie er selbst. Kurz, der alte Geheimrat Insel unterstützte mich nach Kräften und ebnete mir, wo er nur konnte, den Weg. Er feierte beim Staatsministerium noch sein Jubiläum und erhielt dabei den Kronenorden zweiter Klasse. Als er später seine Pensionierung nachsuchte, bekam er sogar den Roten Adlerorden zweiter Klasse, für einen Bureaubeamten eine ganz ungewöhnliche Auszeichnung. Ich habe ihn, auch als er schon in den Ruhestand getreten und ich in den Reichsdienst übernommen war, bis zu seinem Tode noch öfters besucht und werde sein Andenken immer dankbar in Ehren halten.

Präsident des Staatsministeriums war Fürst Bismarck. Es war deshalb meine Pflicht, mich bei ihm zu melden. Er war aber zu Ende Juli 1878 nicht in Berlin, sondern, wenn ich nicht irre, in Kissingen. Infolgedessen meldete ich mich schriftlich bei ihm in der militärischen Form, wie ich sie als Offizier gewöhnt war. Es war mir gesagt worden, daß der Fürst auf diese Meldungen seiner Untergebenen Wert lege, auch wenn er diese persönlich nicht kannte. Natürlich dachte ich damals nicht daran, daß ich durch meine amtliche Stellung auch einmal in persönliche Berührung mit dem Fürsten Bismarck kommen könnte. Dazu war der Abstand viel zu groß, er zu hoch, ich zu klein. Aber der Gedanke, daß ich der Untergebene des Fürsten geworden sei, schloß doch die Erkenntnis in sich, daß ich nunmehr einer wesentlich politischen Behörde angehörte. In meinen Tagebuchnotizen zeigt sich dieses nunmehr bei mir in den Vordergrund getretene politische Interesse ganz deutlich.

Freilich war auch die Zeit danach angetan, jeden, der sein Vaterland liebte, mit banger politischer Sorge zu erfüllen. Was hatten wir in den letzten Monaten nicht alles erlebt! Zuerst gegen Ende April das Attentat Hödels auf unsern lieben alten Kaiser Wilhelm. Zehn Minuten vor dem Attentat sah ich, Mittags vom Ministerium kommend, den Kaiser mit seiner Tochter, der Großherzogin von Baden, im zweispännigen Wagen über den Bülowplatz fahren und freute mich über die schlichte einfache Erscheinung des Kaisers und seiner Tochter. Kaum eine halbe Stunde später erfuhren wir die Nachricht von dem Attentat. Sie erfüllte uns und die überwiegende Menge der Berliner Bevölkerung mit Bestürzung, Schrecken und Abscheu. Es ging eine ehrliche, gesunde Enttäuschung und Erregung durch unser Volk. Witzartig beleuchtete die Untat Hödels den Abgrund sittlicher Verwilderung, in den uns die materialistische Richtung der Zeit hineingeführt hatte und noch tiefer hineinzuführen drohte, falls es nicht gelang, Einhalt zu tun. Immerhin war es ein Trost, daß der Kaiser nicht getroffen war. Da geschah am 2. Juni das Unerhörte, Unglaubliche, das mörderische Attentat Nobilings. Berlin war wie erstarrt. Wieder war der Täter ein Sozialdemokrat, diesmal aber ein gebildeter Mensch, ein promovierter Doktor; unser Kaiser war von Kesseln und Schrotten entsetzlich verletzt. Wie einem Stück Wild hatte der Verbrecher ihm aufgelauret, um den Ahnungslosen aus dem Hinterhalt des Hauses Nr. 18 Unter den Linden tückisch niederzustrecken. Es war wie ein sichtbares Wunder, daß die Wundungen des geliebten alten Herrn nicht noch viel schlimmer waren. Dennoch lag er schwer danieder. Das Blut des Königs war geflossen und sein Leben in äußerster Gefahr. Nun endlich erreichte die Aufregung in der Hauptstadt und im Lande den Höhepunkt. Hatte der Reichstag vorher das nach dem Hödelschen Attentate vorgelegte Ausnahmegesetz gegen die gemeingefährlichen Bestrebungen der Sozialdemokratie abgelehnt, so erhob sich nun ein allgemeines Geschrei gegen die Sozialdemokratie. Der

Reichstag wurde aufgelöst, und man vertraute der gewaltigen und besonnenen Energie Bismarcks. Kaum aber war die Auflösung des Reichstags erfolgt, da erhob ein großer Teil der linksliberalen Presse ein Gezeter über die drohende Reaktion. Konnte uns denn irgend etwas anderes helfen als eine kraftvolle, gesunde Reaktion gegen die doktrinäre Verbummelung großer parlamentarischer Fraktionen und gewisser Regierungskreise? Wir alle, das ganze Volk, waren mitschuldig an dem unheilvollen Verlauf der Dinge, das war in weiten Kreisen das Bewußtsein, mit dem man zu den am 30. Juli stattfindenden Reichstagswahlen gegangen war.

So war die politische Stimmung, als ich mein neues Amt antrat. Der erste Anfang war nicht schwer, da sich die meisten Minister noch auf Urlaub fanden. Der Unterstaatssekretär Homeyer reiste noch am Tage meines Eintritts auf vier Wochen nach Rissingen, sodaß ich gleich mit seiner Vertretung beauftragt wurde. Auch diese Vertretung gelang bei der willigen Unterstützung, die ich bei dem Geh. Kanzleirat Insel fand, ohne alle Schwierigkeit. Sogar der alte Geheime Rat v. Wangenheim schien nichts darin zu finden, daß ich, der jüngere Rat, mit Homeyers Vertretung betraut worden war. Das war wegen der Anciennität gegen alle Kleiderordnung und hätte in den andern Ministerien sicher zu Reibungen geführt. Herrn v. Wangenheim schien es aber kühl zu lassen. Er hatte es wohl nach frühern Erfahrungen kaum anders erwartet. Jedenfalls genierte es mich mehr als ihn.

Zwischen dem Fürsten Bismarck und dem päpstlichen Nuntius in München, Monsignore Masella, schwebten damals in Rissingen Verhandlungen über eine Beilegung des Kulturkampfes. Sie erzeugten viel Unruhe. Graf Stolberg sagte mir aber, an ein grundsätzliches und deshalb bedenkliches Nachgeben Bismarcks sei nicht zu denken.

Meine Geschäfte im Staatsministerium ließen mir reichliche Zeit übrig. Gleichwohl kam ich mit dem tiefem Eindringen in die politischen Angelegenheiten nicht so schnell vorwärts, wie ich gewünscht und gedacht hatte. Es zeigte sich auch da die Richtigkeit der alten Erfahrung: je größer die Arbeitslast, desto größer die Leistung, desto besser läuft man die Zeit aus. Dagegen machte ich mir damals reichlichere Tagebuchnotizen. Einige davon mögen hier folgen. Nicht daß ich solchen Aufzeichnungen besondern Wert beimäße. Sie bedeuten nicht mehr als die Wiedergabe der flüchtigen Eindrücke des Augenblicks. Sie tragen ein durchaus subjektives Gepräge und sind überdies von den Umständen, unter denen sie empfangen werden, von der Örtlichkeit, den Stimmungen, ja auch von den jeweiligen geselligen Berührungen mehr abhängig, als das dem, der sie niederschreibt, bewußt zu sein pflegt. Sie können mithin auf volle Objektivität nur selten Anspruch machen und sind sehr oft eine mangelhafte Quelle für die sachlich richtige Erfassung und Beurteilung der Wirklichkeit. Aber ganz wertlos sind sie darum doch nicht. Man muß nur diese ihnen der Natur der Sache nach zukommenden Schranken immer mit in Betracht ziehen. Mit diesem Vorbehalt können sie als Stimmungsbilder ihrer Zeit von nicht geringem Interesse sein und für die Gewinnung eines objektiv zutreffenden Bildes unter der Voraussetzung wichtige Anhaltspunkte gewähren, daß die subjektive Wahrhaftigkeit des Beobachters nicht begründeten Zweifeln unterliegt. In dem Maße, als Eitelkeit, Selbstbespiegelung, Liebedienerei oder andre, seien es bewußte oder unbewußte Tendenzen, diesen beeinflussen, wächst die Unzuverlässigkeit seiner Notizen. Inwieweit im einzelnen Falle mit diesen psychologischen Einflüssen zu rechnen ist, das wird der unbefangene prüfende Dritte meist instinktiv herausfühlen.

#### Tagebuchblätter (1878)

12. August 1878. Nach einer Sitzung des Stadtmissionskomitees hatte ich heute ein eingehendes politisches Gespräch mit dem Hosprediger Stöcker. Er hält trotz des jämmerlichen Erfolges bei den Wahlen an seinen christlich-sozialen Parteibestrebungen fest. Er meint es ehrlich und treu mit dem Volke, aber er irrt sich. Er täuscht sich auch wohl über seine Begabung, Politik zu treiben. Er will „an

dem Angelhaken der sozialen Fragen die Arbeiter aus dem Abgrunde der sozialdemokratischen, materialistischen Bewegung herausreißen und sie dem Christentum zuführen.“ Mir scheint schon dieser Gang bedenklich. Die christliche Regel war bisher umgekehrt: Trachtet am ersten nach dem Reiche Gottes, so wird euch solches alles zufallen. In diesen politischen Agitationen liegen eine Menge Dinge, die mit dem Christentum nichts zu tun haben. An ihnen haftet viel Schmutz, an dem sich ein Geistlicher leicht besudelt. Dadurch wird seine eigentliche seelsorgerische Arbeit beeinträchtigt. Stöcker beruft sich auf die Lauterkeit seines Willens. Er fühlt aber auch, daß er nicht unabhängig genug ist, auf politischem Gebiete die volle Wahrheit sagen zu können. Er sagt richtig: „Das arme brotlose, gegen die Ausbeutung nicht geschützte Arbeitervolk verlangt soziale Hilfe. Niemand stellt sie ihm in Aussicht, als die Sozialdemokratie. Die Regierung müßte sich an die Arbeiter wenden und ihnen sagen: Kommt her, wir wollen euch helfen; wir wollen, was möglich ist, an dem sozialdemokratischen Programm verwirklichen: allgemeine staatliche Arbeiterversicherung, Normalarbeitstag, Sonntagsruhe. Für euch wollen wir die Steuerreform machen usw.“ Stöcker meint, es müsse gerade von konservativer Seite offen gesagt werden: es haben alle gesündigt, vom König und den Ministern herab bis zum geringsten Arbeiter. Er klagt, wir hätten Wüßlinge zu Ministern gehabt, die schamlos genug böse Beispiele gegeben hätten, andre Minister seien hochmütige Egoisten, die kein Herz für das Volk und dazu durch Unfähigkeit die Finanzen des Landes ruiniert hätten; unser Profstitutionswesen, unser jammervolles Theaterwesen sei durch Günst von oben groß gezogen worden. Mit den schwächlichen und ganz überlebten Schlagworten liberal und konservativ sei da nicht mehr zu helfen. Was wir brauchten, seien energische, christliche, d. h. wahre, wirkliche Männer zu Ministern, denen das Herz weh tue um das Elend ihres Volkes. Aber welcher Konservative wage diese Wahrheiten auszusprechen?

Darin ist ja viel Wahrheit neben manchem Forcierten. Jetzt machen wir die Vorlage des Sozialdemokratengesetzes für den neuen Reichstag. Sie ist gut, sie bringt energische Abwehr, Repression. Aber heilen kann dieses Gesetz die vorhandnen tiefen Schäden nicht. Hand in Hand damit müßte eine positive, organisatorische, aufbauende Aktion der Regierung gehn. Bleibt diese aus, so rollen wir trotz aller Ausnahme Gesetze in den Abgrund der gottlosesten, blutigsten, grauamsten Revolution.

14. August. Vortrag bei dem Grafen Stolberg. Auf Freitag ist eine Sitzung des Staatsministeriums anberaumt, die erste, in der ich das Protokoll zu führen habe. Aus Anlaß eines vom Reichskanzler mitgeteilten Berichts des preußischen Gesandten in Oldenburg über die Stellung der dortigen Regierung zu dem Entwurfe des Sozialistenaustrahmengesetzes habe ich dem Grafen meine Auffassung angedeutet, daß alle bloße Repression nicht helfen werde, wenn nicht positive gesetzgeberische Reformen auf den verschiedensten Gebieten den Schaden selbst anzufassen und zu heilen suchen. Er war einverstanden, ohne aber näher auf die Sache einzugehn.

15. August. Ein kleines Stück sozialer Frage im eignen Hause. Unfre beiden Dienstmädchen haben heute den Dienst zum 1. Oktober gekündigt. Wir hätten sie gern behalten und waren ganz erträglich mit ihnen eingelebt. Es hat etwas Betrübendes, wenn die Diensthöten so ohne ersichtlichen Anlaß den Dienst aufgeben. Sind wir ihnen keine gute und treue Herrschaft gewesen? Gewiß haben auch wir in unsem Verhältnis zu ihnen manches verfehlt. Gott schenke uns „fromm Gefinde“ und ein rechtes Herz für die Diensthöten, von denen wir doch ein Herz für uns und die Anrigen verlangen.

16. August. Heute habe ich in der Sitzung des Staatsministeriums zum erstenmal das Protokoll geführt und gleich nach der Sitzung den dem Kronprinzen zu erstattenden kurzen Bericht entworfen. Die Tagesordnung (Reblauskongreß in Bern, Jurisdiktionsvertrag mit Oldenburg wegen Birkenfeld) war nicht von besondrer Wichtigkeit.

Der Klempnergesell Hödel, der auf den Kaiser geschossen hatte, ist heute früh Grenzboten II 1904

hier enthauptet worden. Für den Kronprinzen war es gewiß kein leichter Entschluß, der Gerechtigkeit freien Lauf zu lassen; aber es ist etwas Großes, daß er diesen Entschluß gefaßt hat. Die Sekretierung der Hinrichtung war vollkommen gelungen. Desto tiefer war der Eindruck, den die Vollstreckung des Todesurteils heute überall gemacht hat. Der unglückliche Hölde hat seine unglaublich freche Haltung bis zuletzt bewahrt.

Heute Nachmittag war ich zum Diner bei dem Grafen Stolberg. Es waren nur noch da der Minister und Staatssekretär Hofmann, der Staatssekretär Friedberg und der Unterstaatssekretär v. Philippsborn. Die Unterhaltung war ungezwungen, aber ohne besondern Gewinn. Fürst Bismarck macht Schwierigkeiten wegen des dem Bundesrate vorliegenden Sozialistengesetzes.

20. August. Heute war ich bei dem Unterstaatssekretär Sydow. Er hat Sorge wegen der angeblich von dem Fürsten Bismarck geplanten Nuntiaturn in Berlin.

22. August. Vortrag bei dem Grafen Stolberg. Morgen soll eine Sitzung des Staatsministeriums stattfinden wegen Instruierung der preussischen Stimme über die in der ersten Lesung vom Bundesratsausschusse beschlossenen Änderungen des Sozialistengesetzentwurfs. Mir erscheinen die Änderungen, besonders die Streichung des Reichsamts für Vereinswesen und Presse und dessen Ersatz durch den Bundesrat oder durch einen ständigen Bundesratsauschuß von sieben Mitgliedern, als Verschlechterungen, die überdies im Reichstage wenig Aussicht haben.

Wenig zu tun, aber auch wenig Befriedigung. Götz von Berlichingen wieder gelesen. Dramatisch steht das Stück nicht auf der Höhe, aber vieles darin, unter andern die kräftig gezeichnete Persönlichkeit des Götz und sein Verhältnis zu seiner Familie, mutet doch ungemein deutsch und sympathisch an.

23. August. Sitzung des Staatsministeriums über das Sozialistengesetz. Das Reichsamt für Vereinswesen und Presse ist auf den Antrieb Bayerns gestrichen und durch einen Bundesratsauschuß ersetzt. Der Reichstag wird das schwerlich annehmen und das Reichsgericht zur Beschwerdeinstanz machen wollen. Dann aber kann die Waffe leicht stumpf werden. Gleichwohl beschloß das Staatsministerium, für den abgeänderten Entwurf zu stimmen. Fürst Bismarck hat geschrieben, daß er das wünsche.

Zum erstenmal den Finanzminister Hobrecht gesehen und gesprochen. Er sieht gut und geht aus und zeigt eine gute Haltung.

24. August. Vortrag bei Graf Stolberg. Ich soll ihm über die Hauptfachen des Unterrichtsgesetzes Vortrag halten und ebenso über den Entwurf eines Reichsgesetzes über die Vollstreckung der Freiheitsstrafen. Gegen meine Andeutung, daß das Unterrichtsgesetz gerade jetzt als Gegenwirkung gegen die Sozialdemokratie aufzunehmen sei, wandte er ein: Der Unterricht, die Schule ja, aber nicht das Unterrichtsgesetz. Der Einwand hat den Schein für sich, ist aber doch nicht ganz richtig. Gerade der Mangel des gesetzlichen Bodens lähmt die Unterrichtsverwaltung auf Schritt und Tritt.

Ich habe heute bei allen Ministern, bei denen ich noch nicht gewesen war, Besuch gemacht und Karten abgegeben. Sie waren heute alle in Potsdam zu den Vermählungsfeierlichkeiten der Prinzessin Marie mit dem Prinzen Heinrich der Niederlande. Heute früh sah ich hier den König Wilhelm der Niederlande, einen starken, behäbigen, schon recht grauen Herrn. Er trug die Uniform seines preussischen elften (Düsseldorfer) Husarenregiments.

25. August. Heute (Sonntag) Mittag war ich nach der Kirche im Auftrage des Grafen Stolberg bei dem Minister des Innern, Grafen Botho Eulenburg. Vornehm, klug, selbständig, mir überaus sympathisch. Er sprach sich rückhaltlos über die politische Lage aus, und zwar wenig hoffnungsvoll. Auch er meint, daß von den Nationalliberalen eigentlich nur Bennigsen tieferes, staatsmännisches Verständnis hat, und daß dieser der einzige ist, mit dem allenfalls wirklich etwas anzufangen wäre. Aber auch Bennigsen steht, wenn er hier ist, stark unter den Einflüssen seiner Fraktion, deren bedenklichster und aus blindem Doktrinarismus

gefährlicher Ratgeber Laskev ist. Daß Preußen in der Sozialistenvorlage das Reichsamt für Vereinswesen und Presse hat fallen lassen, ist ausschließlich auf Bismarcks sehr bestimmt geäußerten Willen zurückzuführen. Freilich, wer kennt wie dieser die Strömungen in den Regierungskreisen der einzelnen Bundesstaaten, und wer überfieht auch nur annähernd wie er die Notwendigkeit des Nachgebens in kleinern Fragen, um Größeres damit zu gewinnen oder zu sichern? Aussicht, die im Bundesrat geänderte Vorlage im Reichstage durchzubringen, besteht auch nach Graf Eulenburgs Ansicht nicht. Aber vielleicht will Fürst Bismarck nur abhandeln. Wenn man jetzt den Bundesrat als Kontrollinstanz fordert, so hofft er vielleicht das Reichsamt zu bekommen. Das wäre eine parlamentarische Taktik, die nur Fürst Bismarck zu ersinnen das Zeug und auszuführen den Mut und das Selbstvertrauen hat. — Fürst Bismarck ist voll Gift und Galle über das Verhalten der Nationalliberalen bei den Wahlen. Deshalb will er auch zum Reichstage herkommen. Er muß sich seinen Bohn von der Seele sprechen. Viel mehr Sorge als um den Reichstag hat Graf Eulenburg um den Landtag. Am meisten wegen der haarsträubenden Finanzlage. Kurz, er fieht die politische Lage sehr ernst an, aber er ist doch nicht nutzlos. Georg von Bunsen hat über das Sozialistengesetz eine Ansprache an seine Wähler losgelassen: sie reicht nicht über den landläufigen Liberalismus hinaus. Graf Eulenburg taxiert Bunsen, glaube ich, richtig.

27. August. Graf Stolberg fing bei dem heutigen Vortrage von selbst davon an, daß er die positiven Reformen, mit denen der sozialdemokratischen Gefahr innerlich entgegenzuwirken sei, nunmehr in Anregung bringen wolle. Ich soll mir die einzelnen Punkte überlegen und ihm dann Vortrag halten. Ein gesunder und staatsmännischer Gedanke des Grafen. Um sechs Uhr bei Graf Stolberg gegessen mit dem Minister des Innern, dem Finanzminister, Geheimen Rat Starke und Wirklichen Geheimen Legationsrat v. Jordan. Nett, aber ohne bemerkenswerten Gewinn. Man stellt sich nur zu leicht vor, daß die Unterhaltung so hochstehender und kluger Männer immer wie ein Lied im höhern Chor klingen müsse. Das ist aber gegen die Natur. Auch sie kochen mit Wasser.

29. August. Sitzung des Staatsministeriums. Danach vertrauliche Besprechung der Minister über den Entwurf der Thronrede für den am 9. September zusammen tretenden Reichstag. Der Entwurf ist meiner Empfindung nach zu gewunden. Er müßte mehr warmes Herz für das wirklich vorhandne Elend des Volks und besonders für den Arbeiterstand bekunden. Das einseitige Betonen des Sozialistengesetzes, als wenn davon allein alles Heil zu erwarten sei, entspricht nicht der Wahrheit. Angesichts der vorhandnen Notlage und der aus den Attentaten sich ergebenden Krisis erscheint mir der Entwurf viel zu kühl.

1. September, Sonntag. Nach der Kirche fand ich einen eigenhändigen Brief des Grafen Stolberg vor mit einem zu schärferm Vorgehn gegen die Beamten aus Anlaß der Harburger Revolte dringenden Akas des Fürsten Bismarck, der zugleich eine bittre Bemerkung über den Justizminister Leonhard enthält. Unter seiner Verantwortlichkeit habe sich die jetzige politisch unzuverlässige Zusammensetzung der Richterkollegien in der Provinz Hannover gebildet. Mit diesem Erlasse wird wenig anzufangen sein. Er enthält im Grunde einen schweren Vorwurf gegen die Ressortminister und deren Handhabung der Disziplin, ohne ihn näher zu begründen. Graf Stolberg, dem ich gleich Vortrag gehalten habe, will, daß zunächst an den Minister des Innern und den Oberpräsidenten v. Leipziger in Hannover geschrieben werde. Gewiß muß das geschehn. Es wird auch nicht schaden, aber viel helfen wird es auch nicht. Ceterum ceaseo, das Notwendigste ist, daß die Regierung zu großer positiver Initiative auf sozialem Gebiete sich aufrafft. Das Land muß eine benutzte Tatkraft der Regierung sehen. Die Regierung muß führen und regieren. Das Beamtentum tut dann von selbst seine Pflicht. Im großen und ganzen ist unser Beamtentum guten Willens und treu bis auf die Knochen.

4. September. Besuch von Professor Dr. Brecher. Auffallend war mir, wie

optimistisch er unsre sozialpolitischen Zustände ansieht. Ich kann mich dazu nicht aufschwingen. Es ist, als ob die Attentate längst vergessen wären.

Meine Arbeit bei dem Staatsministerium greift mir weit mehr ans Herz, als früher jemals eine Arbeit im Unterrichtsministerium. Es handelt sich hier um so große, wichtige und schwierige Sachen, daß ich angst und bange werde, ein Botum wie das über die Sozialreform zu machen. Daß ich diese Dinge nach außen hin nicht zu verantworten habe, macht für das Gewissen keinen Unterschied. Ich schlafe jetzt Nachts oft recht schlecht. Ist das körperlich, oder ist es die Sorge um diese amtlichen Dinge?

6. September. Leichtsinntig gewesen. Amtlich war nichts zu tun. Meine Frau hatte bei dem warmen, herrlichen, hellen Sommerwetter den sehr vernünftigen Wunsch, mit mir eine Landpartie zu machen, Landluft zu atmen, Natur zu sehen und zu genießen. Wir fuhren Nachmittags mit der Bahn nach Potsdam, mit einer Droschke nach Babelsberg, dann nach Blumes Kaffeehaufe unter dem Drangeriehaufe. Babelsberg ist entzückend, ein kaiserliches, vornehmes Heim und dabei in den einzelnen Räumen verhältnismäßig einfach. Das mutet alles so menschlich an. Auch das Drangeriehaus, der Raffaelsaal und der Park von Sanssouci haben uns entzückt. Wie schön, daß wir uns daran freuen dürfen. Darin liegt doch auch ein sozialer Zug, daß diese Schönheiten so allgemein zugänglich sind. Die Disposition über das Eigentum ist exklusiv und soll es sein, der Genuß aber kommt in gewissen Grenzen allen zugute. Das ist nicht bloß der Weisheit der Hohenzollern zuzuschreiben, sondern beruht auch auf einem echt menschlichen Empfinden der Höchsten in unserm Volk. Und wie stark wirken dabei auch die geschichtlichen Erinnerungen in das Volk hinein. Wir sind doch auch nur Volk, bescheidenes Volk in bescheidenen Verhältnissen diesem königlichen Reichtum gegenüber. Wir stehen nicht viel anders als jede Arbeiterfamilie. Diese hat in der Woche wohl schwerlich einmal einen solchen freien Nachmittag, aber Sonntags kann sie dasselbe haben, wie wir heute. Wir waren glücklich, patriotisch gehoben, von aller Schönheit der Natur und Kunst beglückt. Um neun Uhr waren wir wieder zuhause, erfrischt und dankbar für den schönen Tag.

9. September. Mein Botum über die sozialpolitische Reformaufgabe der Regierung ist fertig. Heute wird der Reichstag durch den Grafen Stolberg eröffnet. Nachmittags war ich zum Diner bei dem Minister Maybach. Beinahe alle Minister waren da, sonst nur ich. Graf Stolberg und Graf Eulenburg schlugen alle übrigen. Beide sind weit über dem Durchschnitt stehende Staatsmänner, während manche andre nicht über die Tüchtigkeit des guten, geschulten, gewissenhaften Verwaltungsbeamten hinausreichen. Aber freilich reicht eine Dinerunterhaltung nicht aus, einen Menschen erschöpfend zu beurteilen.

12. September. Bei dem heutigen Vortrage äußerte sich Graf Stolberg zum erstenmal besorgt über die politische Lage im Reichstage. Die Nationalliberalen und ihnen voran Herr von Bennigsen tragen eine besondere Schroffheit gegen die Konservativen und die Regierung zur Schau. Das Natürliche und für die Regierung Erwünschte wäre, daß Laszler mit seinem linken Flügel aus der nationalliberalen Fraktion ausschiede. Dann würde mit den besonnenern Führern auch die Menge der unselbständigen Mitglieder in der Fraktion bleiben und mit der Reichspartei und den Konservativen eine wenn auch schwache Mehrheit für die Regierung bilden. Es wird aber schwerlich dahin kommen, weil Bennigsen den Bruch mit Laszler nicht will. Wahrscheinlich werden die mehr rechts stehenden Mitglieder (Gruppe von Treitschke) zum Austritt gedrängt werden. Dann bleibt aber die für die Abstimmung entscheidende Menge der unselbständigen Mitglieder — das Stimmvieh, wie sie jetzt in der Presse häßlich bezeichnet werden — bei der nationalliberalen Fraktion, fällt also der Opposition gegen die Regierung zu. Was aber dann? So fragt Graf Stolberg mit Recht. Eine neue Auflösung des Reichstags? Ja, wo soll man denn jetzt noch bessere Wahlen erwarten? Im

Osten können sie kaum besser werden. Höchstens wären in Westfalen und Schlesien beim Aufhören des Kulturkampfes noch einige Sitze für die Regierung zu gewinnen. Diese Aussicht ist aber unsicher, und der Gewinn im günstigsten Falle nicht groß genug, um daraufhin nochmals aufzulösen. Graf Stolberg betonte — das fiel mir auf — wiederholt die Möglichkeit, daß der Kulturkampf aufhöre. Dennoch scheinen die Verhandlungen des Fürsten Bismarck mit Rom doch noch Aussicht zu haben. Ich habe nicht näher fragen wollen, aber ich habe einige Sorge, daß dadurch die Position der Regierung nicht besser, sondern schlechter werden würde. Mir erscheint die Zukunft recht dunkel. Rudolf Meyer spricht sich in einem durch die Zeitungen gehenden Schreiben von Paris aus entschieden gegen ein Ausnahmegesetz aus. Darin hat er, glaube ich, Unrecht. Das Ausnahmegesetz ist Notwehr. Allerdings kann es nur helfen, wenn es schneidig ist, und wenn eine soziale Reform großen Stils damit Hand in Hand geht. Recht aber hat R. Meyer, fürchte ich, mit seiner weiteren Behauptung, daß es in Preußen nach Wageners Abgange keinen Staatsmann mehr gibt, der die soziale Frage gründlich kennt und versteht. Da liegt die Schwäche unsrer Regierung. Sie hat keine einzige Kapazität auf dem speziellen Gebiete, das im Vordergrund steht, und auf dem jetzt das Wohl und Wehe des Landes liegt. Fürst Bismarck ist ja die denkbar größte Kapazität auch auf sozialpolitischem Gebiete. Er kennt den Gegner und wittert gewissermaßen instinktiv die Größe der Gefahr und die Punkte, an denen die gesunden Volkskräfte zu fassen und mit Erfolg in den Kampf zu führen sind. Aber in diesem Kampfe bedarf auch er eines Generalstabes für die Einzelheiten, die er persönlich nicht im Auge behalten kann. Für diese Dinge war ihm Wagener, soviel auch sonst an ihm auszusagen gewesen sein mag, eine wirkliche und unbezahlbare Hilfskraft. Es ist beschämend, daß es dafür in der Bureaokratie keinen vollen Ersatz gibt. Geheimrat L. wäre, was die Kenntnis der Dinge angeht, vollkommen tanti. Aber ihn kennt Fürst Bismarck kaum, und noch weniger wird er zu bewegen sein, ihn in seinen Generalstab zu nehmen. Jede Empfehlung würde auf Mißtrauen stoßen, und ob es wirklich gut gehn würde, ist auch im Hinblick auf die sehr selbständige und ausgeprägte Persönlichkeit L.s mindestens unsicher.

14. September. Graf Stolberg hat sich die Akten über die Thronbesteigung des Königs Wilhelm im Jahre 1861 vorlegen lassen. Ich vermute, daß der Kaiser ungeachtet aller das Gegenteil versichernden Preßgerüchte mit dem Gedanken umgeht, zu abdizieren. Das würde die politische Lage freilich völlig ändern. Vollständige Amnestie für alle politischen Verbrechen und Vergeh'n wäre dann unvermeidlich. Ein neuer Aufschwung der ganzen politischen Aktion der Regierung wäre dann nicht nur erleichtert, sondern ganz unabweislich. Aber andererseits entzieht sich das, was dann kommen würde, jeder Berechnung. Bei aller Liebe zum Kronprinzen und bei allem Vertrauen zu seiner groß und edel angelegten Persönlichkeit erscheint mir der Preis doch viel zu hoch. Kaiser Wilhelm ist zurzeit unersetzlich. Er, der Schöpfer des Reiches, bedeutet für die Monarchie mehr als eine Armee, sein Wegfall aber eine Lücke, deren Größe unsehbar ist. So etwas aus Erwägungen menschlicher Klugheit und Berechnung zu machen, ist ohnehin nicht geraten. Möchte er bleiben, wo er steht, solange Gott ihn erhält, und möchte er ihn noch lange, lange erhalten!

(Fortsetzung folgt)

